

THORSTEN PAPROTNY

THEOLOGISCH DENKEN MIT BENEDIKT XVI.

Verlag Traugott Bautz GmbH, Nordhausen 2018

ISBN 978-3-95948-336-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	9
1. „Cor ad cor loquitur“ – Über Sympathie	13
2. »Dahoam« – Benedikt XVI. und seine Heimat	31
3. „Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden.“	43
4. Eucharistisch leben.....	54
5. Christus nachfolgen	70
6. Glaube, Hoffnung und Liebe.....	79
7. „Die göttliche Partitur“	98
Literaturverzeichnis.....	106

„Benedikt XVI. ist der Mann, der mir mit seinem Gebet die Schultern und
den Rücken deckt.“

Papst Franziskus

Vorwort

Vereinzelt erzählen Romreisende noch heute von einer besonderen Begegnung auf dem Petersplatz, die mittlerweile mehr als zehn Jahre zurückliegt. In aller Frühe bestaunten die Pilger die prachtvolle Fassade von St. Peter, schauten empor zu den Statuen der Apostel, blickten zum Obelisken, zum Apostolischen Palast, geborgen und wie umschlossen von den einladend weit geöffneten Kolonnaden Berninis. An jedem Morgen begab sich Joseph Ratzinger von seiner Wohnung an der Piazza della Città Leonina, Hausnummer 1, nahe dem Borgo Pio gelegen, zur Piazza Sant' Uffizio. Der Kardinal spazierte quer über den Petersplatz. Von 1982 bis 2005 hatte er das Amt des Präfekten der »Congregazione per la dottrina della fede«, der Kongregation für die Glaubenslehre, inne. Die Pilger berichteten: „Stellt Euch vor, wen wir in Rom auch getroffen haben ...“ Nicht selten wurde ein frohes „Grüß Gott“ mit Kardinal Ratzinger gewechselt. Er nahm sich gern Zeit für ein kurzes Gespräch. Ehemalige Studenten aus Bonn, Münster, Tübingen oder Regensburg trafen ihren alten Professor, Reisende aus der Erzdiözese München und Freising den ehemaligen Bischof. Hin und wieder konnten ihm auch einzelne Rombesucher Neues von »dahoam« berichten, nämlich Pilger aus Pentling. Dort stand, dort steht sein Haus in der Bergstraße, das »Häusl«, in das er eines Tages heimzukehren hoffte.

Kardinal Ratzinger begegnete vielen treuen Lesern. Besonders die „Einführung in das Christentum“ hatte große Resonanz gefunden. Ida Friederike Görres schrieb kurz nach der Publikation dem Beuroner Benediktinerpater Paulus vorausschauend, dass dieser junge Professor das „»theologische Gewissen der deutschen Kirche« werden“ könne.¹ In späteren Jahren studierten viele Leserinnen und Leser, nicht nur in Deutschland, die Gesprächsbände mit Peter Seewald. Ratzinger sprach so verständlich, so anschaulich und einladend über die Fragen des Glaubens in der modernen Welt.

Die meisten, die den Kardinal freudig grüßten, waren Gläubige, die von seiner Arbeit im Dienst von Papst Johannes Paul II. wussten, die ihn kannten und sich ihm verbunden fühlten, auch weil sie, so wie er, einfach in der Kirche des Herrn zu Hause waren. Liebenswürdige Begegnungen

¹ Görres, Ida Friederike: „Wirklich die neue Phönixgestalt?“ Über Kirche und Konzil. Unbekannte Briefe 1962–1971 an Paulus Gordan. Be&Be Verlag: Heiligenkreuz 2015, 395 f.

dieser Art fanden oft statt. Der Kardinal hat vieler Menschen Wege gekreuzt und begleitet, auch auf dem Petersplatz. Auch er selbst hat sich dankbar daran erinnert: „Wenn ich den Petersplatz überquere, ja, wenn ich einfach aus dem Haus gehe, begegne ich Menschen aus allen Ländern, aus allen Altersstufen, aus allen Ständen. Sie erkennen mich als Bischof und freuen sich, weil der Bischof für sie Nachfolger der Apostel, Träger des Geheimnisses der Kirche, Bote Jesu Christi ist. Es ist immer wieder, wie wenn wir alle alte Freunde wären. Keiner ist dem anderen unbekannt. Durch die Kirche gehören wir alle zueinander. Und was mich am meisten bewegt, ist die Freude, die in all diesen Begegnungen lebt.“²

Am 19. April 2005 wurde Joseph Ratzinger mit großer Mehrheit von den Kardinälen der Weltkirche zum Papst gewählt. Später sagte er, dass er beim Beginn des Konklaves doch 78 Jahre gezählt habe. Ihm sei zumute gewesen, als ob er nichts mehr hätte fürchten müsse. Bekanntlich irrte er. Demütig, scheu, staunend und freudig betrat Ratzinger die mittlere Loggia des Petersdoms. Den Gläubigen wurde er vom ältesten Kardinaldiakon als Benedikt XVI. vorgestellt. Die Jubelrufe „Benedetto, Benedetto!“ füllten bald das weite Rund auf dem Petersplatz. Er sei, als Nachfolger des großen Papstes Johannes Paul II., ein einfacher und bescheidener Arbeiter im Weinberg des Herrn. Den Betenden vertraue er sich an. Die Gewissheit tröste ihn, dass der Herr sich auch der unzulänglichen Werkzeuge bediene. Der gelehrte Kardinal – nur ein einfacher Arbeiter? Doch der Professor außer Dienst sprach mitnichten selbstironisch, wie manche erwogen. In diesem Augenblick zeigte er sich ganz so, wie er von sich selbst dachte. Er war unterwegs als Pilger in der Weggemeinschaft der Kirche, sich der Berufung gewiss, nicht Schöpfer, nicht Gestalter, sondern „Cooperatores veritatis“, also „Mitarbeiter der Wahrheit“ zu sein, Mitarbeiter des Herrn Jesus Christus, der die Wahrheit in Person ist. Deutschlands größte Boulevardzeitung feierte am nächsten Tag überschwänglich das Ereignis mit der unvergesslichen Schlagzeile: „Wir sind Papst!“

In den ersten Tagen nach der Wahl erzählten Ladeninhaber vom Borgo Pio von alltäglichen Begegnungen und freundschaftlich anmutenden Plaudereien mit dem Kardinal. Auch Journalisten gaben Auskunft über seine Güte, seine Aufmerksamkeit, sein waches Interesse für die Mitmenschen und seine freundliche Geduld. Selbst deutsche Journalisten, die ihn zum „Panzerkardinal“ stilisiert, ihn verkannt und verzeichnet hatten, schienen milde gestimmt zu sein. Ratzinger, so sagten nun viele, habe sich stets Zeit genommen, sei persönlich und humorvoll, offen und

² JRGS 12, 794.

herzlich gewesen, mit einem klaren Blick für die Sorgen und Nöte in Kirche und Welt.

Der Kardinal liebte die kontemplative Stille, die geistliche Betrachtung und die theologische Besinnung. Er hätte im Ruhestand gern noch das eine oder andere Buch geschrieben. Doch nicht das »Häusl« in der Pentlinger Bergstraße wartete auf ihn, sondern die päpstliche Wohnung im Apostolischen Palast, für knapp acht Jahre, bis er seinen Rückzug vom Stuhl Petri erklärte, nach reiflicher Prüfung des Gewissens im Gebet zum Herrn. Er emeritierte sich als Papst gewissermaßen selbst, um fortan, „Papa Emerito“ oder „Vater Benedikt“ genannt, verborgen vor der Welt im Kloster Mater Ecclesiae im Vatikan zu leben.

Theologie und Glaube sind mit Begegnungen verknüpft, in Beziehungsgeschichten verflochten. Mein Weg mit Joseph Ratzinger begann mit Fragen und Überlegungen, in denen sich Philosophie und Theologie berühren. Zwar studierte und lehrte ich Geschichte der Philosophie, Kultur- und Religionsphilosophie in Hannover, im stillen Kämmerlein aber las ich zunehmend theologische Schriften. Meine Sympathie gehörte, mehr und mehr, dem heiligen Augustinus. Ein Wort von Gottlieb Söhngen, dem Münchner Doktorvater von Joseph Ratzinger, gab mir zu denken: „Ein noch so langer Weg über die Philosophie ist niemals ein Umweg zur Theologie; man kann eher zu früh als zu spät sich in die eigentlich theologische Arbeit begeben.“³

Vor etwas mehr als fünfzehn Jahren las ich resonanzvoll Werke der mittelalterlichen Philosophie. Ich war längst promoviert und erwog, den nächsten Schritt zu tun. Über den Trost der Philosophie, aber auch über die Tröstung, die aus dem Glauben erwächst, dachte ich nach, auf die Hoffnung schauend, die uns hält, halten sollte, ja – halten möchte. In dieser Zeit las ich Traktate und Predigten von Meister Eckhart. Mir fehlte aber ein Gesprächspartner. Seit einigen Jahren schon hatte ich, in der norddeutschen Diaspora beheimatet, einen Weihnachtsgruß nach Rom geschickt. Kardinal Ratzinger erwiderte die Grüße stets herzlich. Meine Erwägungen zum Trost hatten bereits einige Antworten erfahren. Ich erinnere professorale Erwidierungen aus Deutschland. Auf Antwort aber hoffte ich noch immer. Wen also konnte ich fragen? Dem Herrn Kardinal Ratzinger, so dachte ich, würde ich meine Überlegungen zu Meister Eckhart, meine Gedanken zu Leid und Trost, gern einmal vorstellen. Warum dachte ich an ihn? Ich glaubte oder hoffte, dass er mich nicht

³ Söhngen, Gottlieb: Vorwort, in: ders., Die Einheit in der Theologie. Gesammelte Abhandlungen, Aufsätze, Vorträge, Karl Zink Verlag: München 1952, VII.

abweisen würde, sondern verstehen könnte. So schrieb ich einen längeren Brief. Ob der Präfekt Zeit fände, mir inmitten der Fülle seiner Verpflichtungen und Aufgaben zu antworten? Knapp drei Wochen später empfing ich, freudig staunend, Post aus dem Vatikan. Wir korrespondierten an jenen fernen Sommertagen tatsächlich über Meister Eckhart, einander verbunden im Gebet und in der Weggemeinschaft der Gläubigen. Neu entdeckte ich das Zueinander von Glaube und Vernunft und vollzog unbemerkt die Bewegung, von der Söhngen gesprochen hatte. Dieser schmale Band möchte Einblicke in das theologische Denken Joseph Ratzingers – Benedikts XVI. schenken. Manche großen Themen des Pontifikats und der Theologie von Benedikt XVI. scheinen nur zwischen den Zeilen auf, andere bleiben gänzlich unerwähnt. Zur Lektüre möchte ich anregen. Jede Leserin, jeder Leser möge die vorgestellten Betrachtungen für sich vertiefen und, je nach Wunsch, selbst „mit Benedikt“ zu denken beginnen. Wie mag das gelingen? Der mit Benedikt XVI. freundschaftlich verbundene evangelische Theologe Peter Stuhlmacher gibt einen Hinweis. Er hat theologisches Denken als „vernehmendes Denken“ gekennzeichnet. Bezogen auf das Evangelium sagt er, dass diejenigen Frauen und Männer, welche die Schrift auslegen würden, sich auch von ihr selbst auslegen lassen. Das gilt vielleicht besonders, aber nicht allein für die Lektüre des Alten und Neuen Testaments. „Vernehmendes Denken“ bestimmt Stuhlmacher wie folgt: „Geistliche Erkenntnis des Evangeliums ist eine Sache des verständigen Herzens.“⁴ Möge jede Leserin und jeder Leser mit verständigem Herzen sich auf die theologischen Denkwege Benedikts einlassen. Vielleicht wird die eine oder der andere dabei für sich eine besondere Erfahrung machen und durch die Erkundung, auf den Pfaden der Lektüre seiner Werke, bereichert werden. Was Joseph Ratzinger – Benedikt XVI. schreibt und sagt, ist wahrhaft „benedictus“, das heißt: gut gesagt – und zeigt die Schönheit des Glaubens.

Anschließen möchte ich mich den Worten eines Mädchens aus Pentling, das mit einer bayerischen Pilgergruppe Papst Benedikt XVI. in Castel Gandolfo besuchte hatte und über ihn ganz einfach sagte: „Dem kannst du glauben.“

Thorsten Paprotny
Hannover, am Fest »Darstellung des Herrn« 2018

⁴ Stuhlmacher, Peter: Zur hermeneutischen Bedeutung von 1 Kor 2,6–16, in: ders.: Biblische Theologie und Evangelium. Gesammelte Aufsätze. J. C. B. Mohr: Tübingen 2002, 164 f.

1. „Cor ad cor loquitur“ – Über Sympathie

„Wie viele Wege gibt es zu Gott?“ fragte der Journalist Peter Seewald den Präfekten für die Glaubenskongregation. Kardinal Ratzinger antwortete seinerzeit: „So viele wie es Menschen gibt.“⁵ Diese Wendung erinnert an ein geistliches Wort des besonders in Bayern beliebten Marianhiller Paters Adalbert Ludwig Balling. Ratzingers Schwester Maria hatte dessen fromme Schriften gelesen. Auch das Geheimnis der Berufung scheint durch diese Worte hindurch.

Zum Priester geweiht wurde Joseph Ratzinger im Alter von 24 Jahren. Heute hören wir, in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz, oft Klagen über den sogenannten Priestermangel, aber gelegentlich auch von Spätberufenen. „Spätberufen“? Der weltliche Sprachgebrauch stößt an Grenzen. Auch die Apostel hatten ihre Hand noch an andere Pflüge gelegt, ehe der Herr sie zu sich und in die Nachfolge rief. „Spätberufene“, auch dieses Wort zeigt uns: Wir messen, so scheint es, die Zeit vielleicht oft allzu sehr nach menschlichen Maßstäben, so verständlich das, weltlich gedacht, auch sein mag. „Spätberufungen“ aber scheint es ebenso wenig zu geben wie „Übergangspontifikate“. Wir tasten uns bei dem Versuch, die Berufungen und Gottes verborgene Wege zu verstehen, höchstens voran.

„Folge mir nach!“ – den Ruf mag auch ein Theologiestudent verspüren, der nach dem Abitur sich immatrikuliert und alsbald feststellen muss, dass das Priester-Sein, dass die Theologie mit dem Studium klassischer Sprachen beginnt, mit Latein und Griechisch, in gewissen Grenzen auch mit Hebräisch. Eine Einübung in die Philosophie erfolgt. Der Eintritt ins Priesterseminar schenkt neue Erfahrungen und bereichernde Begegnungen. Ernüchternde Augenblicke treten hinzu, Anfechtungen bleiben nicht aus. Die Klausur beginnt, herausfordernder als die Stille im Gebet erweisen sich die Aufgaben in den Klausuren. Ein Exerzitium mag das Gebet, ein anderes die Lektüre theologischer Schriften sein. Die Gemeinschaft fordert, das Alleinsein ebenso, und für manchen gewinnt eine Frage immer weiteren Raum: „Bin ich wirklich auf dem richtigen Weg?“

Mehr als ein Student der Theologie hätte sich vermutlich gewünscht, so wie die Fischer Simon und Andreas angesprochen zu werden, die schon lange vergeblich auf Fischzug gewesen sind und ihre Netze flickten. Die Morgenfrische am See Genezareth spüren nur wenige von jenen, die

⁵ JRGS 13/1, 240.

beginnen, die Grammatik der Theologie zu erlernen, die im Wesentlichen doch weit über Sprachenkenntnisse und die Vielfalt der theologischen Disziplinen, von Kirchengeschichte bis hin zur Pastoraltheologie, hinausreicht. Der Seminarist übt sich ein in das theologische Denken, und auch so manche Weltchristin, so mancher Weltchrist. Was bedeutet das? Der Theologe studiert Philosophie, liest sich ein in die Werke der Theologie. Mitunter stöhnt er über eine staubtrockene Gelehrsamkeit, bedrängt vom Heute, von den Forderungen des Tages, von der eigenen Unsicherheit. Mutet vieles nicht an wie eine nur philosophische Denkübung? Besonders jene Theologen, die sich an der Methode der Neuscholastik orientieren, wirken auf viele Leser zuweilen wie sehr kluge Philosophen. Sie argumentieren souverän, kasuistisch, diszipliniert, so als seien sie eher bei einem gestrengen Zuchtmeister als beim heiligen Thomas von Aquin in die Schule gegangen. Die Denkweise ist manchen von ihnen zur Lebensart geworden. Benedikts Nachfolger Papst Franziskus unterscheidet sich hiervon, nicht weil er der Ordensgemeinschaft der Jesuiten angehört, vor allem weil er so spricht wie ein einfacher Seelsorger oder wie ein guter Pfarrer von nebenan, den sich jeder wünschen mag. Der heilige Papst Johannes Paul II. predigte oft anspruchsvoll wie ein Philosoph, weit oben, auf der geistigen Höhe seiner Zeit, und doch wirkte er unvergleichlich auch durch die Kraft seiner Persönlichkeit, mehr noch durch den Herrn, der durch ihn hindurch sichtbar wurde.

Schon hieraus mögen wir ersehen, dass es nicht nur viele Wege zu Gott, sondern auch viele Wege gibt, Gottes Wort zu verkünden, Theologie zu lehren und theologisch zu denken. Anselm von Canterbury zeigt dies am Beispiel der von ihm angestellten denkenden Erhebung zu Gott, auch „Gottesbeweis“ genannt. Die Schrift „Monologion“ unterscheidet sich von den Arbeiten, die zahlreiche neuscholastisch denkende Theologen im 19. oder 20. Jahrhundert verfasst haben. Anselm bettet seine theologischen Überlegungen in ein demütiges Gebet ein. Der theologisch Denkende ist ein betender Mensch, vor dem Studium und nach dem Examen, vor der Priesterweihe und nach der Emeritierung, als Baby, von der Liebe und Fürsorge der Mutter umsorgt, in ihr Gebet mit hineingenommen. Von Anfang an ist der betende Mensch in der Gemeinschaft der betenden Hauskirche, in der Familie, in der Kirche aller Zeiten und Orte geborgen – und in dem Augenblick, in dem er Abschied nehmen muss von dieser Welt. Der Apostel Paulus hat, von Benedikt XVI. oft zitiert, im Brief an die Römer auf einfache, einleuchtende Weise ausgedrückt, was es heißt, in Christus zu leben: „Keiner von uns lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber:

Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn.“⁶

Der Betende steht im »Wir«. Er gehört der Weggemeinschaft der Gläubigen an. Der Betende trägt, trägt mit und wird getragen. Der Mensch wächst behütet und geborgen auf. Betend knüpft er auch unsichtbare Bande, denn er lebt in Beziehung, in Beziehung zu Gott und zu seiner Familie, die ihn voraussetzungslos liebt, lieben möchte. Das scheint so einfach zu sein – und zugleich weiß ein jeder von uns, manche auf schmerzhaft, traurige Weise, wie gefährdet diese Atmosphäre kostbarer Geborgenheit ist. Wie viele Kinder müssen darunter leiden, wenn die Eltern sich einander entfremden, wenn die Partnerschaft sich auflöst und die Ehe zerbricht oder auch wenn Formen des Leidens hinzutreten, ob durch Arbeitslosigkeit, Krankheit oder andere Nöte verursacht, die den Alltag beschweren. Wie sehr leiden Kinder an der Entzweiung, auch dann und mitunter nicht weniger, wenn die Eltern zwar beieinander bleiben, doch von innen her entfremdet sind. Auch der Kummer verwaister Töchter und Söhne, verwaister Mütter und Väter tritt vor Augen, in der Gestalt des so oft tief verborgenen Schmerzes, wenn die schon im Mutterleib geliebten ungeborenen Kinder nicht das Licht dieser Welt erblicken dürfen. Auch die geistliche Not wiederverheiratet geschiedener Frauen und Männer kennen wir. Wohin sollen sie sich wenden? Der Zuspruch Gottes und die Nähe des Herrn bleiben, und dies nicht allein in der Gestalt persönlicher Gläubigkeit, sondern auch wahrhaft in der frommen Anbetung, in der geistlichen Kommunion mit Christus, der im Sakrament des Altares gegenwärtig ist, und in der bleibenden Zugehörigkeit zur Kirche des Herrn.

Von Theologen werden Antworten erwartet, manchmal auch für Lebenssituationen, die oft als „Lebenswirklichkeit“ bezeichnet werden und den Zuhörer, ob Theologe oder nicht, auch sprachlos machen können. Die aufmerksame Wahrnehmung dieser traurigen Wirklichkeiten ist dringend erforderlich, und wie viele junge Menschen gehen unvorbereitet einen Bund fürs Leben ein. Glaubenskrisen entstehen, die Familienpastoral steht vor großen Aufgaben. Der Theologe fragt nach, sucht Anregungen, Hilfe, auch in Büchern, in Begegnungen, im Gebet. Mitunter werden von ihm bestimmte Antworten erwartet, die von der Lehre der Kirche mehr als nur graduell abweichen können. Immer wieder ist er gerufen, die Wege Gottes zu bedenken, über die Frohbotschaft zu meditieren und diese zu

⁶ Röm 14,7–8.

verkünden, als Diener Gottes, als Zeuge des Glaubens an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus.

Der Theologe weiß von der Verborgenheit Gottes. Viele theologisch denkende Menschen, viele Heilige kannten die bittere Erfahrung der geistlichen Not und persönlichen Ratlosigkeit. Sie wussten wie wir von Momenten, in denen dem oder der Einzelnen auch heute vielleicht sogar die Kraft fehlt, den Rosenkranz zu beten. Manchmal genügt es vielleicht, sich an der Perlenschnur festzuhalten. Oder ein Kruzifix in die Hand zu nehmen. Vielleicht mögen wir selbst, und auch Theologen ergeht es nicht anders, in solchen Augenblicke zu einem Mitmenschen sagen: Ich möchte beten, aber mir gelingt es nicht – bete für mich.

Theologisch denkende Menschen benötigen Ratgeber, Weggefährten, Freunde, wie jedermann sonst. Theologisches Denken wächst und reift in Gemeinschaft. Die Freude daran möchte geteilt und mitgeteilt werden. Dieses Denken vollzieht und entfaltet sich in Beziehungen, wächst und entwickelt sich im Austausch mit den Kirchenvätern und Kirchenlehrern, mit Augustinus, Thomas von Aquin, Teresa von Avila, Hildegard von Bingen oder Bonaventura, mit kleinen Heiligen wie Bruder Konrad von Parzham oder Thérèse von Lisieux. Theologisches Denken reift auch im Gespräch mit dem Pfarrer vor Ort, mit der eigenen Familie, mit der Familie Gottes, mit den Schwestern und Brüdern im Glauben. Es entwickelt sich auch im Austausch mit jenen Mitmenschen, die Gott suchen, mit jenen, denen der Glaube fremd geworden oder immer fremd gewesen ist, mit jenen, die glauben möchten, und manchmal auch mit jenen, die sich zurückgezogen haben. Zuweilen erkennen wir einander als Gefährten und mögen darüber staunen, dass wir lange schon miteinander auf dem Weg sind, ohne dass wir gespürt hätten, derselben Weggemeinschaft anzugehören. „Wie viele Wege gibt es zu Gott?“ Ja, so viele, wie es Menschen gibt – und dies heißt zugleich: Niemand ist auf seinem Weg zu Gott allein.

Joseph Ratzingers – Benedikts XVI. theologisches Denken entfaltet sich im Glauben der Kirche, in der Treue zum Herrn, begleitet und von innen her geführt von der Dynamik des Heiligen Geistes. Die Kirche des Herrn ist immer größer als der Kirchbau vor uns oder als die Weggemeinschaft der Gläubigen in der Zeit. Die Kirche ist zwar vor Ort, aber niemals nur dort. Der Horizont, sowohl jener, vor dem sich Benedikt XVI. zeit seines Lebens bewegt hat, als auch unserer, reicht viel weiter, als wir denkend zu erfassen vermögen. Gott ist immer größer, Gottes Liebe und

Barmherzigkeit überschreiten die Grenze unserer Vorstellungskraft. In Ratzingers theologischen Werken begegnen dem Leser Glaubensspuren, auch skeptische Erwägungen, sogar manch düster anmutender Gedanke zu den Anfechtungen der Zeit. Doch jede Nacht ist erhellt vom Licht Christi. Die Freude am Glauben ist gegenwärtig, und Benedikt XVI. bezeugt die Freude des Ostermorgens durch sein Bekenntnis zum auferstandenen Herrn.

Mit dem Ruf „Ite, missa est!“ endet jede heilige Messe. Der Priester und die Gläubigen sind sodann ent-weltlicht, wie Benedikt sagen würde, von bloß weltlichen Lasten und Sorgen also entbunden, hinaus, in die Welt hinein gesandt. Sie gehen hinaus, erfüllt von der Zuversicht, von Freude und Hoffnung, die Christus schenkt und die sie, in Christus lebend, in die Welt tragen sollen. Das deutsche Messbuch übersetzt den Entlassungsruf mit: „Gehet hin in Frieden!“ Indes, „Ite, missa est“ bedeutet: „Geht, es ist Sendung, geht, Ihr seid gesandt!“ Die Gläubigen sollen nicht bei selbst bleiben und sich erst recht nicht in sich selbst verschließen. Sie werden gesandt als Boten der Freude des Herrn, gesandt, um das Evangelium in die Welt zu tragen, zu jenen, die arm sind vor Gott, und zu jenen, die noch ärmer sind ohne Gott. Wer sich Christus übereignet, der mag sich an die Worte erinnern, die Benedikt XVI. am 24. April 2005 in der Predigt auf dem Petersplatz fand: „Habt keine Angst vor Christus! Er nimmt nichts, und er gibt alles. Wer sich ihm gibt, der erhält alles hundertfach zurück. Ja, aprite, spalancate le porte per Cristo [öffnet, reißt die Türen auf für Christus] – dann findet Ihr das wirkliche Leben.“

Die Geborgenheit im Glauben und das theologische Denken gehören zueinander. Benedikts Theologie berichtet von dem einen Christus in der einen Sprache des Glaubens. Der Glaube steht offen in der Weite der Vernunft, gebunden an den Herrn. Dabei handelt es sich mitnichten um einen Widerspruch, denn theologisches Denken mag an den Einzelnen, an das Subjekt geknüpft sein, führt aber zugleich das Subjekt notwendig über sich selbst hinaus. Eine Theologie, die nur dem Theologen eigen wäre, die sozusagen sein Eigentum bliebe, mag geistiges Schöpfertum bezeugen, doch nicht mehr. Theologie ist ein Denken, das in die Pilgergemeinschaft der Kirche führt und von ihr getragen ist, ein betendes Denken. Theologisch denken wir mit Benedikt XVI. nicht als Einzelgänger, noch weniger als Einzelkämpfer. Nicht persönliche Besonderheiten treten als bestimmende Merkmale hervor, sondern das Glauben, Hoffen und Lieben mit der Kirche – und die Freundschaft mit Christus, die auch die

Passionsgemeinschaft mit einschließt. Wer mit Christus befreundet ist, wer den Herrn liebt, sagt „Ja“ zum Kreuz und „Ja“ zur Kirche, ohne jeden Vorbehalt, ohne jede Einschränkung. Die Kirche lieben heißt – mit und in der Kirche zu glauben, von ihr getragen zu sein und sie zu tragen, manchmal gewiss auch: die Kirche auszuhalten und ihr treu zu bleiben.

Was dies alles umschließt, hat beispielsweise Gottlieb Söhngen gezeigt. Ratzingers späterer Doktorvater äußerte sich in der Öffentlichkeit kritisch und begründet distanziert in der Nachkriegszeit in Bezug auf die bevorstehende Verkündigung des Dogmas von der leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel. Der Heidelberger Theologieprofessor Eduard Schlink, ein protestantischer Bibelwissenschaftler, fragte ihn, was er zu tun beabsichtige, wenn dieses Dogma ausgerufen werde. Söhngen antwortete 1949 nachdenklich: „Wenn das Dogma ausgerufen wird, dann werde ich mich erinnern, dass die Kirche weiser ist als ich, und ihr mehr vertrauen als meiner eigenen Gelehrtheit.“⁷

Söhngens Denken mit der Kirche formte auch Ratzingers Theologie. Dessen Einstellung ruft indessen damals wie heute Widerspruch hervor. Theologisch redlich denkend habe ich begründete Zweifel – ob in Fragen der Dogmatik oder der Morallehre – vorgebracht, dargelegt und erläutert, vor mir selbst und vor anderen. Ich könnte und kann öffentlich zu meiner abweichenden Überzeugung stehen. Ist der evangelische Theologe Schlink nicht doch im Recht? Steht die unbedingte Tragfähigkeit der eigenen Auffassung, vernünftig begründet und entfaltet, selbstkritisch wie kritisch reflektiert, über der Kirche? Erfordert der Widerspruch gegenüber dem kirchlichen Lehrentscheid nicht eine persönliche Konsequenz?

Diese Konsequenz erfolgt auch, wie aus Söhngens Antwort ersichtlich ist. Nur fällt sie ganz anders als erwartet aus. Der Entscheid nimmt Bekenntnischarakter an, zudem die Form einer Einsicht, welche die menschliche Vernunft zu übersteigen scheint, ja aus weltlicher Perspektive geradezu absurd anmuten muss. Der evangelische Theologe sähe es als geboten an, weiterhin zu widersprechen, wie ein tüchtiger Protestant glaubhaft und begründet zu protestieren.

Doch Söhngen beugt sich, nicht in erster Linie dem päpstlichen Votum, sondern er stellt sich unter die Kirche, unter das Dogma, ungeachtet der berechtigten Zweifel, die er vorgebracht hat, und beendet die Behauptung einer eigenen Position. Er zieht sich auch nicht zurück. Diese Haltung lässt

⁷ Söhngen, zitiert nach: Ratzinger, Joseph: Aus meinem Leben. Erinnerungen. DVA: Stuttgart 1997, 66.

sich als Gehorsam verstehen, gleichwohl ist sie mehr als das. Söhngen stellt sich unter das Dogma, nicht in diplomatischer Absicht, nicht aus Demut gegenüber der Person des Stellvertreters Christi. Opfert er nicht seine theologische Einsicht? Ist das theologische Denken, so könnten wir fragen, überhaupt etwas wert, wenn es auf diese Weise scheinbar ängstlich kapitulieren muss? Söhngen tut etwas anderes. Er begreift und sieht, dass der Horizont seines Denkens begrenzt ist, trotz des Wissens, das er gesammelt hat, trotz der Zweifel, die ihn bewegen, trotz der Einsichten, die er erworben und sich erarbeitet hat. So erstrebt er nicht eine intellektuelle Selbstbehauptung, sondern fügt sich neu in das Denken und Fühlen mit der Kirche ein, anders gesagt: Söhngen möchte nicht korrigieren, sondern korrigiert werden – also lässt er sich korrigieren. Er will nicht führen, sondern er unterstellt sich der Führung der Kirche. Söhngens Denkweg ist unlösbar verbunden mit seinem Glaubensweg. Der Gelehrte lässt sich belehren, von der Weisheit der Kirche, vom Glauben derer, die einfachen Herzens sind, die möglicherweise über weniger Bildung verfügen, aber wer wollte ausschließen, dass sie vielleicht den Herrn mehr lieben? Hunderttausende hatten sich an Papst Pius XII. gewandt, inständig bittend, von ihrem Glauben an die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel berichtend. Dies zeigt zugleich, dass der Papst, Diener der Diener Gottes, sich mitnichten ein Dogma ausdenken und beschließen kann, weil er es möchte.

Als charakteristisch für das theologische Denken mit Gottlieb Söhngen, so auch für das Denken mit Joseph Ratzinger – Benedikt XVI., zeigt sich der freiwillige Verzicht auf die Vorbehalte, die der Liebe zur Kirche im Weg stehen. So kann, wer theologisch mit der Kirche denkt, die Kirche nicht wie von außen kritisieren, sondern er formt sich, wächst und reift liebend mit und in ihr. Er folgt der Kirche auch dort, vielleicht gerade dort, wo diese die eigenen Einsichten korrigiert. Wie der heilige Ambrosius gesagt hat: „Ubi Petrus, ibi ecclesia“ – wo der Papst ist, da ist die Kirche.

Größer als jede Kritik ist die tiefe Verbundenheit, die ins Gebet führt, um neu von innen her hörfähig zu werden, für Gott und so auch füreinander, in dem „Wir“, in das die Gläubigen eingefügt sind, nicht durch eigenes Vermögen, sondern beschenkt durch die liebende Barmherzigkeit, durch die Gnade des Herrn, die alle Glieder der Kirche demütig erkennen und dankbar bekennen lässt: „Wir sind Kirche.“

Im theologischen Gespräch erwächst eine Teilhabe am Denken des anderen. Dieses Beziehungsgeflecht unter theologisch Denkenden verfügt, wie bereits angedeutet, über die unverzichtbare Dimension des Glaubens.

Im Licht des Glaubens nähert sich der Denkende dem Nächsten. Der Christ glaubt denkend und denkt gläubig, für sich und zugleich über sich hinaus. Zur Anerkennung dieser grundlegenden Beziehungen gehört die Teilhabe an der Kirche, mit ihr zu glauben, zu denken und zu fühlen. Die Kirche ist nicht eine abstrakten Größe oder einer Einrichtung der verwalteten Welt, nicht eine Organisation, sondern ein lebendiger Organismus. Es ist die Gemeinschaft mit den Menschen, die glaubend mit auf dem Weg sind, gestern, heute und morgen, und in Christus und so miteinander verbunden sind.

Der theologisch Denkende ist aber auch Wissenschaftler. Kann er dies als gläubiger Mensch sein? Sein Denken ist verwoben mit dem „Credo“. In der „Einführung in das Christentum“ erläutert dies Joseph Ratzinger entsprechend, dass „Ich glaube“ und „Amen“ harmonisch zueinander gefügt sind. Vernunft und Glaube seien auf die „sich eröffnende Wahrheit“ gegründet: „Im Zweiklang von »Credo« und »Amen« wird der Sinn des Ganzen sichtbar, die geistige Bewegung, um die es geht. ... »Amen« sagt so auf seine Weise nur noch einmal, was Glauben heißt: das vertrauende Sichstellen auf einen Grund, der trägt, nicht weil ich ihn gemacht und nachgerechnet habe, sondern vielmehr eben darum, weil ich ihn nicht gemacht habe und nicht nachrechnen kann. Er drückt das Sichüberlassen an das aus, was wir weder machen können noch zu machen brauchen, an den Grund der Welt als Sinn, der mir die Freiheit des Machens allererst eröffnet. ... Dass die christliche Glaubenshaltung sich in dem Wörtchen »Amen« ausdrückt, in dem sich die Bedeutungen: Trauen, Vertrauen, Freude, Festigkeit, fester Grund, Stehen, Wahrheit gegenseitig durchdringen, das will sagen, dass das, worauf der Mensch im Letzten stehen und was ihm Sinn sein kann, allein die Wahrheit selbst sein darf.“⁸

Der Theologe steht also auf dem Acker, der vom Amen des Glaubens umschlossen ist. Er weiß, dass er nicht selbst der Sämann ist. Damit steht er nicht außerhalb der kritischen Reflexion, aber anders als etwa ein Philosoph separiert er sich nicht von dem, woraufhin er sich denkend bewegt, nicht blind zustimmend, sondern gläubig sehend. Der Theologe als Wissenschaftler überblickt das Fachgebiet oder schaut auf die Kirche, auf ihre Geschichte und ihre Gegenwart, auf die Theologie und die Theologen. Er blickt hin auf das gläubige Volk, also auch auf den Papst und die Bischöfe, auf die Heilige Schrift und auf die Zeugnisse der Kirchenväter, auf

⁸ JRGS 4, 48–50.

das, was die Gemeinschaft stiftet und was diese verbindet, trägt, hält und herausfordert. Muss sich der theologisch Denkende, als moderner, neuzeitlicher Mensch, davon aber nicht distanzieren oder emanzipieren? Muss er nicht kritisch das Tradierte und Gegebene befragen, vielleicht destruieren? So könnten wir denken, dem Geist der Moderne gemäß. Diese Art kritischer Distanz ermöglichte aber nicht neue, sachgerechte Zugänge. Mit Begriffen wie Autonomie, Souveränität und Selbstbewusstsein mag sie verbunden sein. Doch diese säkularen Denkweisen würden Missverständnisse nur ausweiten und vertiefen. Wir stünden dann, eingesponnen in neuzeitliche, dem wissenschaftlichen Positivismus entstammende Begriffe und blieben gegenüber dem theologischen Denken überhaupt gänzlich ratlos.

Joseph Ratzingers erster großer Weggefährte im Glauben und Denken wurde der Kirchenvater Augustinus. Die Einsicht in diese theologische Beziehung öffnet den Blick für seine Theologie, von Anfang an bis in den Petrusdienst hinein. Von seiner geistlichen Nähe zu dem Heiligen spricht Benedikt XVI. am 22. April 2007 in Pavia. Augustinus hat von seiner Bekehrung berichtet, die mehr sei als ein Ereignis, die nicht in einem einzigen Moment sich erschöpfe, sondern ein Weg sei, der – so Benedikt – nicht am Taufbrunnen ende. Das „Suchen nach dem Angesicht Christi“ sei für Augustinus eine „einzige Bekehrung“ gewesen, „bis in die Todeskrankheit hinein, in der er die Buß-Psalmen auf der Wand anbringen ließ, um sie immer vor Augen zu haben; sich selbst von der Kommunion ausschloss, um noch einmal den Weg der Buße zu gehen und das Heil als Geschenk der Erbarmungen Gottes aus den Händen Christi zu empfangen“. Augustinus' Weg werde als „Leidenschaft für die Wahrheit“ verständlich und führe durch die Stadien eines beständigen Suchens, bisweilen schwankenden Glaubens hindurch. Er habe wahrhaft geglaubt, in dem Sinne, dass er von Gottes Existenz, seiner liebenden Zuwendung überzeugt gewesen sei: „Aber diesen Gott wirklich zu erkennen und diesen Jesus Christus wirklich kennenzulernen und mit allen Konsequenzen zu ihm ja zu sagen, das war das große Ringen seiner frühen Jahre. Er schildert uns, wie er durch die platonische Philosophie erlernt und erkannt hatte, dass am Anfang das Wort war – der Logos, der schöpferische Sinn. Aber die Philosophie, die ihn erkennen ließ, dass der Ursprung von allem der schöpferische Sinn ist, diese Philosophie zeigte ihm keinen Weg dahin; dieser Logos blieb fern und unberührbar. Erst im Glauben der Kirche fand er dann die zweite wesentliche Wahrheit: Das Wort – der Logos – ist Fleisch geworden. Und so rührt es uns an, rühren wir es an. Der Demut der

Menschwerdung Gottes muss – das ist der große Schritt – die Demut unseres Glaubens antworten, der den geistigen Hochmut des Besserwissens ablegt und sich in die Gemeinschaft des Leibes Christi hineinbeugt; mit der Kirche lebt und so erst wirklich in konkrete, ja, leibliche Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott kommt.“ Benedikt erzählt vom kontemplativen Leben des Heiligen, von den glücklichen Jahren, in denen er sich mit theologischen und philosophischen Werken befasste. 391 empfing er das Sakrament der Priesterweihe, wurde in der Kathedrale von Damaskus zum Priester- und Predigtamt bestellt, buchstäblich von den Gläubigen dazu gedrängt: „Unmittelbar nach seiner so erzwungenen Weihe schrieb Augustinus an Bischof Valerius: »... Ich fühle mich wie jemand, der nicht rudern kann und doch zum zweiten Steuermann ernannt worden ist. Das war auch der Grund, weshalb ich im stillen bei meiner Weihe geweint habe« (vgl. Ep. 21, 1f.). Der schöne Traum des beschaulichen Lebens war zerrissen, das Leben Augustins von Grund auf geändert. Nun konnte er sich nicht mehr allein der Meditation in der Einsamkeit widmen. Nun musste er mit Christus für alle leben. Seine hohen Gedanken und Erkenntnisse musste er in das Denken und Sprechen der einfachen Menschen seiner Stadt übersetzen. Das große philosophische Lebenswerk, von dem er geträumt hatte, blieb ungeschrieben. Stattdessen wurde uns geschenkt, was mehr ist: das Evangelium übersetzt in die Sprache des täglichen Lebens und seiner Leiden. Was nun sein Alltagsleben war, hat er so beschrieben: »Unruhestifter zurechtweisen, Kleingläubige trösten, sich der Schwachen annehmen, Gegner widerlegen..., Träge wachrütteln, Streitende besänftigen, Armen helfen, Unterdrückte befreien, Gute ermutigen, Böse ertragen und – ach – alle lieben« (Serm. 340, 3).“

Augustinus' Glaube vertieft sich, führt auf dem Weg der Bekehrung ganz hinein in die Demut. Benedikt zeichnet den Weg in dieser Predigt nach. Der Kirchenvater bemerkt in Hinsicht auf das „Vollkommenheitsideal“, das in der Bergpredigt aufgezeigt werde: „Inzwischen habe ich erkannt, dass nur einer wirklich vollkommen ist und dass nur in einem die Worte der Bergpredigt ganz erfüllt sind: in Jesus Christus selbst. Die ganze Kirche aber – wir alle, die Apostel eingeschlossen – müssen jeden Tag beten: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldner (vgl. Retr. I, 19, 1–3). Augustinus hatte eine letzte Demut gelernt – nicht nur die Demut, sein großes Denken dem einfachen Glauben der Kirche einzufügen, nicht nur die Demut, seine großen Einsichten in die Einfachheit der Verkündigung zu übersetzen, sondern auch die Demut anzuerkennen, dass er und die ganze pilgernde Kirche immerfort der barmherzigen und täglich

vergebenden Güte Gottes bedürfen und dass wir dann Christus, dem einzig Vollkommenen, am meisten ähnlich werden, wenn wir wie er zu Menschen der Barmherzigkeit werden.“

Benedikts Vertrautheit mit dem heiligen Augustinus zeigt, wie die Denk- und Glaubenswege beider sich berühren und überschneiden. Joseph Ratzinger spricht von ihm als Weggenossen. Mitnichten ist der tatsächliche Weg des Glaubens, auf dem sich die Pilger befinden und einander begegnen, schon selbst das Ziel – ganz anders also, als etwa die konfuzianische Weisheit besagt. Der Weg kann das Ziel allein insoweit nur sein, weil die Verheißung sakramental in die Gegenwart hineinreicht. Christus, der von sich sagt, er selbst sei Weg, Wahrheit und Leben, vereinigt die Weggefährten, die Ihm entgegengehen, durch seine Präsenz in der Feier jeder heiligen Messe. In das Jetzt des Glaubens ist das endgültige Kommen in Herrlichkeit schon eingezeichnet.

Die besonderen Beziehungen der Pilger beruhen auf einer Voraussetzung, die nicht willentlich erzeugt werden kann. Die Gemeinschaft gründet auf dem, was Theologie und Kirche als unverfügbare Gnade bezeichnen. Es ist nichts weniger als das Geschenk des Glaubens. Der Gläubige lebt und bewegt sich in der Gemeinschaft mit Christus und mit den Menschen, die der Kirche des Herrn, dem Leib Christi, eingegliedert sind. Diese Gemeinschaft, das Volk Gottes, umschließt die Gläubigen aller Zeiten und Orte. Der Glaube der Kirche ist die maßgebliche Voraussetzung des theologischen Denkens von Benedikt XVI. Doch auch religiös Suchende und viele Menschen, die mit dem Glauben ringen, ohne sich vom Zweifel niederringen zu lassen, haben die Begegnung mit Joseph Ratzinger und seiner Theologie als bereichernd erfahren. Durch sein eigenes Zeugnis, durch sein Bekenntnis zum Glauben bekannt gemacht hat dies etwa Peter Seewald, dessen Gesprächsbücher mit dem Kardinalpräfekten, dem amtierenden Papst und „Vater Benedikt“ große Resonanz gefunden haben.

Theologie gehört zu den Geistes-, Bildungs- und Sozialwissenschaften. Gleichwohl reicht theologisches Denken über jeden Reichtum an Bildung hinaus. Bildung vermehrt, vertieft das Verständnis über den Glauben und über die Kirche, aber aus der Bildung erwächst keine Bindung, die dauerhaft trägt und hält. Glaube bedeutet Bindung, Begegnung und Teilhabe an der Gemeinschaft mit dem Herrn. Theologisches Denken ist also eine Beziehungssache, welche die Formung im Glauben verknüpft mit dem Vertrauen auf Christus und seine Kirche.

Der Gläubige, so auch der theologisch Denkende, weiß, dass er ein Sünder ist. Als Bettler tritt er vor den Herrn, als geliebtes Kind Gottes, als verlorene Tochter, verlorener Sohn vor den barmherzigen Vater. Ja, Theologie ist Bildung, aber der gebildete Theologe mag noch so vieles wissen – doch das Wissen genügt nicht, wenn er sich nicht berührt weiß von Gott. Joseph Ratzinger hat im Münchner Mariendom bei seiner Bischofsweihe in der Predigt gesagt, zu welchem Dienst er bestellt sei. Es gelte nämlich nicht, eigene Ideen zu verkünden, sondern zu den „Cooperatores veritatis“, zu den Mitarbeitern der Wahrheit zu gehören und im Dienst der Wahrheit zu sein. Anders gesagt: Jesus Christus, der die Wahrheit selbst ist, sucht nicht weltkluge Interpreten, sondern geistlich Mitarbeitende, nicht kritisch Distanzierte oder interessiert Beobachtende, sondern liebend Teilhabende.

Der Gläubige, somit auch der Theologe, der Priester, der Bischof ist zuerst ein betender Mensch. Im Gebet erfahren und bekennen alle Glieder der Kirche, Geweihte wie Laien, sich zu ihrer Armut vor Gott, strecken sich nach Ihm aus, lieben Ihn, möchten Ihn lieben, trotz ihres Unvermögens, in all ihrer Schwachheit. Wie Benedikt XVI., mit Augustinus und dem Katechismus, von sich sagte: „Ich bin ein Bettler vor Gott.“

Graduell scheint sich Theologie als Wissenschaft von anderen Wissens- und Wissenschaftsdisziplinen zu unterscheiden. In der Kommunität der Universität findet diese gleichwohl ihren Platz. Das angemessene Verhältnis von Nähe und Distanz, durch das wissenschaftliches Denken sich auszeichnet, weist in der Theologie nicht allein durch die kirchliche Lehrbefugnis eine Besonderheit auf, die das Verständnis von Professionalität und Passion berührt. Der theologisch Denkende, so auch der studierte Theologe versteht sich als Wissenschaftler, der geschäftsfähig, auch geschäftsbedürftig ist und säkular zu kommunizieren weiß. Dieser Kommunikation geht aber die Kommunikation mit Gott voraus, die Einbettung in eine Gesellschaft, ja in eine existenziell entscheidende Lebens- und Liebesgemeinschaft, die sich gänzlich etwa von der Eingliederung des Philosophen in die Geschichte der Weisheit unterscheidet. Der theologisch denkende Mensch glaubt als Person, ganz und gar, in allen Bezügen zur Welt. Zunächst und zuerst lebt und denkt er als Pilger in der Weggemeinschaft, die Kirche genannt ist. Er strebt nicht nach weltlichen Vorrechten, nicht nach einem Amt oder einem akademischen Titel, sondern er öffnet sein Herz, wie das Alte Testament vom jungen König Salomo berichtet – auf Hebräisch *leb(ab)* –, also öffnet